



Beatrice Salvioni

MALACARNE

ROMAN

*Aus dem Italienischen
von Anja Nattefort*



PENGUIN VERLAG

Die italienische Originalausgabe erschien 2024
unter dem Titel *La Malacarne*
bei Einaudi, Turin.

Questo libro è stato tradotto grazie ad un contributo alla traduzione
assegnato dal Ministero degli Affari Esteri e della
Cooperazione Internazionale italiano.

Dieses Buch wurde übersetzt dank einer Übersetzungsförderung
des italienischen Ministeriums für auswärtige Angelegenheiten und
internationale Kooperation.

Die Arbeit der Übersetzerin am vorliegenden Text
wurde vom Deutschen Übersetzerfonds gefördert.

Der Verlag behält sich die Verwertung des urheberrechtlich
geschützten Inhalts dieses Werkes für Zwecke des Text- und
Data-Minings nach § 44b UrhG ausdrücklich vor.
Jegliche unbefugte Nutzung ist hiermit ausgeschlossen.

1. Auflage

Copyright der Originalausgabe © 2024 by Giulio Einaudi Editore
Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © 2026 by Penguin Verlag
in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,
Neumarkter Straße 28, 81673 München
produktsicherheit@penguinrandomhouse.de
(Vorstehende Angaben sind zugleich
Pflichtinformationen nach GPSR.)

Redaktion: Christiane Burkhardt
Umschlaggestaltung: Favoritbuero, München
Umschlagabbildung: Bridgeman Images/
Fratelli Alinari Museum Collections-Balocchi Archive, Florence
Satz: Uhl + Massopust, Aalen
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany
ISBN 978-3-328-60461-7

www.penguin-verlag.de

Für alle, die aufsässig bleiben

INHALT

PROLOG

Bleib hier	9
------------------	---

ERSTER TEIL

Wenn du nur wieder bei mir wärst.....	17
---------------------------------------	----

ZWEITER TEIL

Nur Idioten glauben an Wunder.....	137
------------------------------------	-----

DRITTER TEIL

Wenn die Welt brennt und wir uns an den Flammen wärmen.....	261
--	-----

VIERTER TEIL

Möge die Geschichte sich erinnern	363
---	-----

EPILOG

Frauen schießen nicht	479
-----------------------------	-----

Dank	499
------------	-----

Anmerkungen der Autorin	501
-------------------------------	-----

Quellenangaben	505
----------------------	-----

PROLOG

BLEIB HIER

Ich dachte, ich würde in dieser Nacht auf einen Schlag erwachsen. Stattdessen stellte ich nur fest, dass ich keine Schuhe trug.

Das merkte ich erst vor dem Hof von Noè Tresoldi. Nur mit einem Nachthemd bekleidet, presste ich eine große Hutschachtel an mich, die sich mir in Rippen und Achsel bohrte. Mit beiden Händen umklammerte ich die Eisenstäbe, als würde sich das Tor auf meinen bloßen Wunsch hin öffnen.

Ich war außer Atem, hatte den Geschmack von Rost auf der Zunge und aufgeschürfte Fußsohlen. Ich war von zu Hause wegelaufen, ohne auch nur einmal stehen zu bleiben. Erst jetzt begann ich das ganze Ausmaß der Situation zu verstehen, so als hätte ich auf meiner Flucht gar nicht existiert vor lauter Empörung und Wut.

In der Dunkelheit war ein Bellen zu hören, Krallen scharrten in ausgedörrter Erde. Ich ging in die Hocke und streckte meine offene Hand zwischen den Gitterstäben hindurch. Eine Schnauze stupste dagegen, und eine raue, geschmeidige Zunge schleckte mir eifrig die Finger ab.

»Ich bin's«, sagte ich leise, »ich bin's nur.«

Giuditta jammerte wie ein Kleinkind. Obwohl man ihr so viel Leid zugefügt hatte, liebte sie jeden Menschen bedingungslos, mit rührender Treuherzigkeit: Eigentlich taugte sie nicht als Wachhund. Angeblich hatte Noè sie nur behalten, weil sie so groß war wie ein Kalb und mit ihren im Dunkeln leuchtenden

Augen durchaus angsteinflößend war. Aber ich wusste, dass er an ihr hing und an den Lauten, die sich ihrer Kehle entrangten, wenn er sie zwischen den Ohren kraulte.

Giuditta leckte mir das Handgelenk ab, und ich beruhigte sie. Als ich »Alles gut« sagte, spürte ich Tränen in mir aufsteigen, also schluckte ich sie schnell hinunter und rief: »Noè!«

Wenn mir zum Heulen war und ich mit den Tränen kämpfte, hörte ich im Stillen den Satz, den Maddalena früher immer gesagt hatte: »Weinen ist nur was für Idioten«; diese Worte einer Dreizehnjährigen hatten nach wie vor die Macht, meine Gedanken zu lenken.

Vier Jahre war es jetzt her, dass ich ihre heisere und verächtliche Stimme zum letzten Mal gehört hatte; in meinem Kopf war Maddalena keinen Tag älter geworden.

»Noè!«, rief ich erneut.

Giuditta heulte kurz auf, trottete quer über den Hof, kratzte an der Tür, die zur Küche führte, kehrte zum Tor zurück und steckte die Schnauze zwischen den Eisenstäben hindurch. Hinter der Umzäunung aus zerlegten Obstkisten und morschen Brettern schnatterten die aufgeschreckten Gänse.

In den Fenstern ringsum ging Licht an, irgendwer schob die Gardinen beiseite und trat auf den Balkon. Frauen reckten ihre Hälse, Männer zerrten sie zurück in die Wohnung.

Die Küchentür ging auf, und ein Fächer aus Licht durchschnitt die Nacht. Der Hund stürmte zur obersten Treppenstufe; als sein Schwanz gegen die Hühnerställe schlug, gab es gackernen Protest. Noès Umriss zeichneten sich vor dem Lichtschein ab. Langsam und verschlafen beugte er sich vor, die Locken auf einer Seite vom Kopfkissen platt gedrückt. Giuditta sprang ihm mit den Vorderpfoten an die Brust und hörte nicht auf zu bellen, obwohl er »Sch, meine Süße, sch!« sagte.

Er kam die Stufen hinunter und versuchte, etwas in der Dunkelheit zu erkennen.

»Francesca.«

Als er auf mich zugerannt kam, sanken seine Fersen in der Erde ein, es klang wie Hagel, der im Sommer niederprasselt. Giuditta galoppierte hinter ihm her, als hielte sie das für ein neues Spiel, das sie dringend lernen wollte.

Noè trug eine zerrissene Hose, die ihm in der Taille zu weit war und bis über die Knöchel hing; er hielt sie mit einer Hand über dem Bauchnabel fest. Ansonsten war er nackt.

Mir wurde bewusst, wie ich aussah: Das Nachthemd aus leichter Baumwolle reichte gerade mal bis zu den Knien, einer der schmalen Träger war mir über die Schulter gerutscht, große dunkle Brustwarzen schimmerten durch den dünnen Stoff hindurch. Ich presste die Hutschachtel an meine Brust.

Noè war ans Tor gekommen und machte sich am verrosteten Vorhängeschloss zu schaffen, das die Eisenstäbe zusammenhielt.

»Himmel Herrgott, Francesca. Was hast du denn? Mich so zu erschrecken!«

Wie diese Szene wohl erst auf diejenigen wirkte, die uns aus ihren anständigen vier Wänden heraus beobachteten? Noè löste rasselnd die Kette und reichte mir die Hand; sie roch nach Tabak und warmem Bett. Ihn so zu sehen und so gesehen zu werden, erfüllte mich mit Scham. Ich senkte den Blick: Auch er trug keine Schuhe.

»Du bist barfuß.«

»Sagst du mir jetzt endlich, was passiert ist?«, fragte er dermaßen eindringlich, dass ich ihm in die Augen sehen musste; sie waren so groß wie zwei Untertassen, gleichzeitig schwebte immer noch seine Hand in der Luft und wartete darauf, von mir ergriffen zu werden.

Ich presste die Hutschachtel noch fester an mich, bearbeitete ihren Deckel mit meinen heruntergekauften Fingernägeln. »Ich habe dich geweckt.«

Um mich der Wahrheit zu stellen, die heute Nacht ein ganzes Lügengebäude zum Einsturz gebracht hatte, sprach ich das Offensichtliche aus, steckte meine Gewissheiten ab wie mit Nadeln.

»Ich wusste nicht, wohin.«

Noè schwieg, wägte seine Worte sorgfältig ab. Er hob die Kette auf, als hätte er die Hand nur deswegen ausgestreckt.

»Ich kann dir Milch warm machen, wenn du magst. Oder Suppe. Eine Portion müsste ich noch haben. Mit etwas im Magen lässt es sich besser reden.«

Er schob Giuditta zur Seite, die versuchte, zwischen seinen Beinen hindurchzuschlüpfen.

Ich nickte dankbar, aber nicht begeistert, denn plötzlich wurde mir klar, dass ich gern woanders gewesen wäre, gern von jemand anders empfangen worden wäre.

»Ein Glas Milch wäre toll.«

Noè lehnte am Ofen und schwieg.

Er wartete, dass ich mit der Sprache herausrückte, aber ich konnte ihm die Angst sogar an den Zähnen ablesen, weil sie nervös an der viel zu hastig gedrehten Zigarette herumkauften, die sich schon auflöste und Tabakkrümel an Fingerkuppen und Zunge hinterließ.

In seiner Küche roch es nach abgestandenem Rauch, auf den Kupferformen an der Wand sammelte sich der Staub, und dort, wo welche fehlten, sah man ihren Abdruck. Er stellte mir ein Glas auf den kahlen Holztisch. Aus der weißen Milch ragte ein Löffel, den er in einen Honigtopf getaucht hatte, am Boden des Glases breiteten sich goldene Wellen aus. Noè stellte den Topf,

in dem er die Milch warm gemacht hatte, ins Spülbecken, in dem bereits Pfannen und Teller mit eingetrockneter Soße in trübem Wasser schwammen. Er zog ein Wachsstreichholz aus der Tasche, fuhr damit über die Ofenplatte, schützte die Flamme mit der gewölbten Hand und zündete sich den Zigarettenstummel in seinem Mund an.

Sein Schweigen hüllte mich in Sicherheit, vertrieb den Zorn und Groll, der mich auf meinem Weg hierher bei jedem Atemzug begleitet hatte. Doch obwohl sich der Grund dafür in der Hutschachtel verbarg, die ich nach wie vor fest an mich gedrückt hielt, schaffte ich es immer noch nicht, auf die Frage zu antworten, die er mir am Tor gestellt hatte.

»Entschuldige.« Plötzlich machte es mich verlegen, mitten in der Nacht und ohne Schuhe allein bei einem Mann in der Küche zu sitzen. Ich schlug die nackten Beine übereinander, rieb einen Fuß am anderen. »Tut mir leid, dass ich dich geweckt habe.«

Er stieß Rauch aus dem halb geöffneten Mund, betrachtete die glühende Zigarettenspitze.

»Macht nichts.« Er fuhr sich mit der Hand durchs Haar, um es zu entwirren, die Sorgen abzuschütteln. In der Eile hatte er sich ein Hemd übergeworfen, und vielleicht bereute er, sich ausgerechnet dieses ausgesucht zu haben, weil er unentwegt zu den getrockneten Schweißbrändern unter seinen Achseln schielte, mit finsterer Miene, als befürchtete er, jemand könnte ihm Schludrigkeit vorwerfen. Dann trommelte er mit der Ferse auf den Boden. Die Fugen waren schwarz vor Dreck, und die Fliesen wiesen dunkle Flecken auf, in denen man als Kind die gruseligsten Monster sieht.

In meiner Kehle hockte ein Tier, das es mir unmöglich machte zu sprechen, ein großes lebendes Insekt. Während ich die Hutschachtel nach wie vor an mich presste, streckte ich eine Hand

nach der Milch aus und nippte daran, um meine Stimme zu befeuchten. Sie war mir zu süß; Honig hatte ich noch nie gemocht. Der hier schmeckte nach Kastanie und Kamille. Ich zwang mich, einen großen Schluck zu nehmen. »Danke«, sagte ich. »Lecker.«

Noè schniefte und wischte sich mit dem Zeigefinger die Nase ab. Seit er mich damals am Ufer des Lambro entdeckt und später meinetwegen Prügel bezogen hatte, war sie nie wieder richtig geheilt; sie hatte eine Delle, die wie ein Daumenabdruck aussah. Über seinem rechten Auge war eine Narbe, und die Braue war von einem dicken Hautwulst durchzogen. Wenn ich ihn ansah, kam es mir so vor, als hätte ich ihm nichts als Schmerzen beschert.

Doch wenn ich in seinen Laden kam, um Hallo zu sagen oder Gemüse zu kaufen, strahlte er mich an, als wäre ich das Beste, was ihm an diesem Tag hätte passieren können. Ohne zu zögern, zog er mich herzlich an sich wie einen Bruder oder Freund aus Kindheitstagen. Doch daran, wie er die Umarmung etwas ausdehnte, merkte ich, dass da noch mehr war. Von Noè angefasst zu werden, war mir nicht unangenehm, was mir nur bei wenigen Menschen so ging; ich wusste instinktiv, dass ich in seinen Armen in Sicherheit war. Es fühlte sich gut an, dort zu verweilen. Auch wenn ich seine Umarmungen mehr über mich ergehen ließ, als sie zu erwidern. Ansonsten berührte er mich nicht, vielleicht spürte er die unterschwellige Abneigung, die ich vor fremden Körpern hatte. Dass sie bedrohlich auf mich wirkten. Nur ein einziges Mal, als ich nach einem unerwarteten Weinkrampf, für den ich mich schämte, weglaufen wollte, hatte er meine Hand genommen, sie gestreichelt und wie ein Erwachsener, der etwas verspricht, gesagt: »Bleib hier.«

Damals hatte ich mich mit aller Kraft von ihm losgerissen. »Ich muss nach Hause.«

Danach war ich nicht mehr bei ihm gewesen. Ich machte

einen Umweg, um nicht an seinem Geschäft vorbeilaufen zu müssen, und hatte ihn seit dem Winter nicht mehr gesehen.

»Sagst du mir jetzt endlich, was passiert ist?«, platzte es aus Noè heraus.

»Ich kann nicht mehr zurück nach Hause, das ist passiert.«

Ich schob den Stuhl nach hinten und stand auf. Die Fliesen waren kalt unter meinen Füßen, die Schrammen, die ich mir barfuß geholt hatte, bluteten nicht mehr.

Ich riss den Deckel von der Hutschachtel und kippte ihren Inhalt auf den Tisch. Ein Fingerhut, der klimpernd gegen das Glas stieß, Filzstücke, ein Taschentuch mit den Initialen meiner Mutter, eine stumpfe Nähscchere. Aber vor allem Briefe. Hunderte Umschläge mit sorgfältig gefalteten Briefen. Einige endeten mit Postkartensprüchen wie »Gruß und Kuss, bis bald«. Sie stammten noch aus der Zeit, als ich mir vorgaukelte, wir würden uns bald wiedersehen wie nach den Ferien. Andere, mit dem Herzblut eines Groschenromans verfasste Briefe, die mich schon beim Gedanken daran in Verlegenheit brachten, schlossen mit Beteuerungen wie »Ich würde meine Seele verkaufen, wenn du nur wieder bei mir wärst«.

Das wusste ich deshalb, weil ich sie alle selbst geschrieben hatte. An Maddalena. Vier Jahre lang. Briefe, die ich unter der Woche formuliert und sonntagnachmittags niedergeschrieben hatte. Wenn sie zu verzweifelt geraten waren, um sie zu verschicken, hatte ich sie zwischen den Seiten eines Heftes aufbewahrt, sodass die Rohfassungen dieser einseitigen Korrespondenz zu einer Art Chronik von Maddalenas Abwesenheit wurden.

Jetzt lagen sie auf Noès Tisch. Unter dem schwankenden Lichtkegel der an einem Kabel von der Decke hängenden Glühbirne.

Kaum hörbar sagte ich: »Mein Vater hat keinen einzigen davon abgeschickt.«

ERSTER TEIL
WENN DU NUR WIEDER
BEI MIR WÄRST

1.

Niemand sprach mehr über Maddalena Merlini, die einstige »Malnata« – die Unheilbringende, die vom Teufel Geküsste. Sie wurde totgeschwiegen wie jene, die mit Gewehrlauf im Mund sterben oder Rattengift nehmen, bis sie Blut und Schaum spucken. Nachdem man bis zum Überdruß über sie getratscht, jedes abscheuliche Detail ausgeschmückt hatte, natürlich nicht, ohne sich dabei mehrfach zu bekreuzigen, zog man es vor, sie aus dem Gedächtnis zu streichen.

Dabei war Maddalena gar nicht tot. Aber irgendwie schon. Auf Wunsch des Podestà und mit einhelliger Zustimmung des Gemeinderats, des Präfekten und des Parteisekretärs der Stadt hatte man sie im Mai 1936 in die Nervenheilanstalt von Mombello gesteckt, zu den *Unerwünschten* und *Abweichlern*, weit weg von den gesunden, anständigen Leuten. Die Insassen von Heilanstalten waren wie Vieh im Vorzimmer des Todes: ahnungsloses Fleisch, das noch nichts von seiner Verdammnis wusste. Es sollte nicht einmal gegessen werden, sondern nur verfaulen.

Seit man Maddalena damals vor den Podestà gezerzt hatte, war sie beharrlich dabei geblieben, dass sie Tiziano Colombo getötet hatte. Anschließend hätten wir ihn gemeinsam unter dem Ponte dei Leoni im Fluss versteckt, Steine und Äste über den leblosen Körper gebreitet, der wenige Augenblicke zuvor noch höchst lebendig und gierig gewesen war, der mich an den Handgelenken festgehalten, mir die Beine gespreizt, mich am Flussufer in die Kiesel gedrückt und gebrüllt hatte: »Halt still!«

Maddalena hatte mit ernster Miene geschworen, sie habe den

Teufel gebeten, sein Herz zu verschlingen, der habe ihr gehorcht und dafür gesorgt, dass es zu schlagen aufhörte. Denn Verzweiflung und Wut seien genau das, was den Dämon auf den Plan ruft und verführt: die Ohnmacht eines Menschen, der es leid ist, sich zu fügen.

Der Podestà, der sich als Mann des Glaubens und der Vernunft verstand, fand diese Geschichte nicht sehr überzeugend. Als man die Leiche gefunden hatte, die Nasenlöcher voller Schlamm, aufgedunsen und von Ratten angenagt, noch mit der glänzenden Anstecknadel des Fascio am Revers, ließ sich nicht mehr eindeutig klären, was sich tatsächlich zugetragen hatte. Doch in einem waren sich alle einig: Gewiss hatte ich Tiziano provoziert, bestimmt hatte ich mich für sehr erwachsen gehalten und mich vielleicht sogar in ihn verliebt, schließlich war er ein hübscher Kerl. Wir beide hätten es bei diesem Treffen unter der dunklen Brücke regelrecht darauf angelegt, ihn mit wer weiß welchen Absichten dorthin gelockt.

Vis grata puellae, »lieb solche Gewalt ist den Mädchen«, genügte allen als Erklärung für die Widerspenstigkeit und Verweigerung einer Frau. Die Männer seien eben, wie sie sind, aber die Weiber fädelten letztlich alles ein. Das Ganze sei ein abgekartetes Spiel, eine stumme Übereinkunft: Wenn man nicht im richtigen Körper geboren sei, müsse man sich halt mit den Folgen arrangieren.

Warum ein erwachsener Mann wie Tiziano sich nicht gegen zwei Mädchen hatte wehren können, blieb ein Rätsel, zumal keine tödlichen Verletzungen festgestellt worden waren. Doch Maddalena war nicht irgendein Mädchen, sie war die Malnata und brachte Unglück und Leid. Als ich lauthals protestierte und sagte, ich hätte ihr geholfen, wolle jede Art von Bestrafung, die ihr drohe, mit ihr teilen, so wie ich auch die Schuld mit ihr ge-

teilt hätte, wurde ich zum Schweigen gebracht: Ich sei noch ein Kind, sei hörig gemacht worden.

Maddalenas Stimme wurde drängender, als sie wiederholte: Sie habe durch ihre Worte bewirkt, dass Tiziano das Herz zersprang, sie habe ihn verflucht, weil er nichts anderes verdient habe. Dieser angeblich »anständige junge Mann« habe ihrer großen Schwester Donatella ein Kind gemacht und sie dann sitzenlassen, er greife jungen Mädchen unter den Rock und versuche, sich am Fluss an ihnen zu vergehen.

Im Gutachten des einweisenden Amtsarztes hieß es: »Eine asoziale Person, die den Menschen in ihrer Umgebung Schaden zufügt, überdurchschnittlich intelligent, aber ohne jede Moral.«

»Die meinen, die können mich einsperren!«, spottete Maddalena vom Rücksitz des Fiat Balilla aus, der sie wegbringen sollte, mit einem Lachen, so laut wie das Läuten der Kirchenglocken, während ich mich an den Griff der Autotür klammerte und mit Tritten dagegen wehrte, dass mein Vater mich festhielt.

»Bei der ersten Gelegenheit reiße ich aus, keine Sorge!«, versprach sie.

Das war das letzte Mal, dass ich sie gesehen hatte: Vom Rücksitz aus winkte sie mir durchs Heckfenster zu, unbeeindruckt von den Männern, die neben ihr saßen und sie in die Polster drückten. Ein verächtliches Grinsen im Gesicht, ein Zeichen von Trotz, so als wollte sie sagen: Wir sehen uns bald wieder.

Ihre Abwesenheit rumorte in meinen Eingeweiden, aber auch in meinem Kopf. Wie sie wohl jetzt war? Ob sie spürte, dass ich immer noch auf sie wartete?

Meine Briefe hatte ich immer mit denselben Worten begonnen: »Liebe Maddalena«. Ganz oben auf dem weißen Blatt Papier, dahinter ein Komma, so wie man es mir beigebracht hatte.

Doch dann hielt ich mit der Schreibfeder inne, bis sie tropfte und einen Tintenfleck hinterließ, den ich mit Löschpapier trocknen musste.

Ich überlegte es mir anders und strich alles durch. »Liebe« Maddalena reichte nicht mehr, um auszudrücken, was ich empfand, und ihren Namen zu lesen wie auf einem Grabstein, ging mir ans Herz. Ich konnte nichts anderes mehr denken, ich war wie benebelt. Den Namen Maddalena hatte ich schon lange nicht mehr gesagt. Und hätte ich es getan, wäre mir die Stimme weggebröckelt wie alter Kork.

Nachdem ich das Geschriebene mit einer sauberen Linie durchgestrichen hatte, saß ich wieder vor einem leeren Blatt. Genauso fühlte ich mich, leer. Aber nun konnte ich wieder schreiben und ihr wie in einem Tagebuch von meinem Alltag ohne sie berichten.

Die ersten aufgewühlten Briefe gleich nach ihrer Einweisung, die ich noch eigenhändig zur Post gebracht hatte, waren wieder zurückgekommen: Es hieß, jeder Kontakt zur Außenwelt destabilisiere die Patientin.

Damals weinte ich den ganzen Tag, ich aß nichts mehr und hörte auf, mir die Haare zu waschen; wenn ich mich verrückt genug benahm, würden sie mich vielleicht auch in diese Anstalt stecken.

Mein Vater machte sich Sorgen, dass ich völlig abdriften könnte: »Lass mich mal machen!«

Er kenne da eine Frau, die in Mombello als Putzfrau arbeite, die Schwester einer seiner Angestellten in der Hutfabrik: Die habe sich für eine nicht unerhebliche Summe bereit erklärt, Maddalena die Briefe zu überbringen.

»Aber mehr kann ich nicht tun.«

»Warum nicht?«

»Weil das was Gefährliches ist.«

Mein Vater war noch nie der Typ für »was Gefährliches« gewesen.

»Hauptsache, Maddalena bekommt meine Briefe.«

Er begnügte sich mit einem Nicken.

Und ich hatte ihm vertraut. Schrieb voller Hoffnung Briefe, gab ihm den Umschlag, während er mir ausführlich erzählte, was die Putzfrau sich alles einfallen ließ, um die Briefe unentdeckt – die Schwestern in der Anstalt hatten ihre Augen überall – zwischen Bettdecke und Matratze oder unter die Schale Brei auf dem Tablett mit dem Mittagessen zu schieben. Ich stellte mir vor, wie Maddalena danach suchte wie bei einer Schatzjagd. Vor dem Öffnen des Umschlags kurz innehielt. Ihn vielleicht an sich drückte.

Dass ich keine Antwort erhielt, läge wohl daran, dass es den Patienten untersagt sei, eine Schreibfeder in die Hand zu nehmen – sie halten sie von spitzen Dingen fern, weißt du? –, oder sie habe schlicht keine Lust, zu antworten, dann sei ich gut beraten, sie schleunigst zu vergessen. All die Jahre über war ich fest davon überzeugt gewesen, dass Maddalena deshalb nicht zurückschrieb, weil sie wütend auf mich war und mich verachtete.

Das war der Grund, warum der Hass mich wie ein rostiger Nagel durchbohrte: Ein Vater, der seine Tochter anlügt, während sie sich an seiner Brust ausweint, begeht eine Sünde, die selbst den Teufel anwidert!

Ich malte mir aus, vor dem Tor der Nervenheilanstalt laut Maddalenas Namen zu rufen, über die Gitterstäbe zu klettern und mich mit jedem zu prügeln, der sich mir in den Weg stellen wollte. Aber Mombello war über zwanzig Kilometer weit weg, nur über Landstraßen erreichbar, die ich nicht kannte. Außerdem taten so was nur mutige Menschen, die keine Angst vor Schlägen und Gefahren hatten, aber doch nicht ich.

Nur ein einziges Mal, als ich die Briefe noch selber zum Briefkasten brachte und sie mit dem Stempel *Nicht zugestellt* zurückkamen, hatte ich versucht, zur Nervenheilanstalt zu gelangen. Mit dem Stolz meiner soeben vollendeten dreizehn Jahre und einer zerrissenen Straßenkarte hatte ich mich auf den Weg gemacht. Ich lief stundenlang. Auf der Höhe von Muggiò merkte ich, dass ich mich verirrt hatte, in meinen schweißnassen Händen war die Karte unleserlich geworden, aufgeweicht. Am Himmel zogen sich dunkle Wolken zusammen, Donnergrollen kündigte ein Gewitter an. Bei den ersten Tropfen suchte ich Schutz unter einem Bogengang, ein Mann sprach mich an und fragte, wo ich wohnen würde. Er lächelte freundlich, wollte mich nach Hause bringen. Als ich wieder dort ankam, waren meine Sandalen vom langen Marsch ruiniert. Ich versuchte es kein zweites Mal.

»Bist du schon wach?«

Noè lehnte im Türrahmen des Raums, den er Esszimmer nannte. In Wirklichkeit war es eine unbewohnbare Rumpelkammer, in der sich Werkzeug, alte Zeitungen und kaputte Obstkisten stapelten, mit denen er den Ofen anheizte oder im Hof die Umzäunung der Gehege ausbesserte.

Ich schüttelte langsam den Kopf, das schien zu genügen, um ihm zu verstehen zu geben, dass ich nicht geschlafen hatte. Er bemerkte das leere Spülbecken, die sauberen Kochplatten, den Geruch von Putzmitteln und kratzte sich verlegen oder vielleicht auch nur erschöpft am Kopf. »Das hättest du nicht tun müssen.«

»Ich konnte nicht schlafen.«

Er rang sich ein Lächeln ab, das jedoch rasch erstarb. »Ich bin ein furchtbarer Gastgeber.«

»Überhaupt nicht.«

Er musste auf dem Sofa vor dem Musikschränk geschlafen haben, das so kurz war, dass seine Beine ab Hälfte der Waden darüber hinausragten. Bestimmt tat ihm der Nacken weh, weil er damit auf der harten Armlehne gelegen hatte. Er hatte darauf bestanden, mir das Schlafzimmer zu überlassen, das früher seinen Eltern, dann seinem Vater und nun, da er alleine lebte, ihm gehörte. Schon nach einem kurzen Blick auf die Matratze mit der tiefen Kuhle, die sein Körper darin hinterlassen hatte, und den Öldruck der Heiligen Familie über dem Kopfteil wusste ich, dass ich dort keinen Schlaf finden würde, und war in die Küche zurückgekehrt. Ich hatte mich damit abgelenkt, mit der Drahtbürste das Fett von den Töpfen und gusseisernen Herdplatten zu schrubben, den Boden zu fegen und mit Wachs zu bohnen; alles Aufgaben, die ich in der Wohnung meines Vaters hasste und so lange wie möglich hinausschob, weil ich nicht einsah, dass nur ich dafür zuständig war.

Noè ging mit langsamen Schritten durch die stille Küche, sah sich um, als wäre ihm alles fremd, und schaute überallhin außer zu mir.

»Die Milch ist alle. Tut mir leid.«

»Macht nichts.«

Ich schuldete Noè eine ausführlichere Erklärung als die, die ich vor Stunden hervorstottert hatte, einen Plan, wie es nun weitergehen, wie ich mich erkenntlich zeigen könnte.

»Setz dich.«

»Ich muss mich um die Tiere kümmern«, erwiderte er hastig, so als wollte er sich entschuldigen.

Vor lauter Verlegenheit stieg mir die Schamröte ins Gesicht, und ich fühlte mich fehl am Platz. »Natürlich, keine Sorge. Tu so, als wäre ich gar nicht da.« Ich versuchte, fröhlich zu klingen, als wäre die Tatsache, dass ich einfach so mitten in der Nacht bei

ihm aufgetaucht war, nichts, was ihm Probleme machen konnte, sondern ein Spiel mit genau festgelegten Regeln.

»Ich bin gleich wieder da.«

»Ist gut.«

Immer noch barfuß, ging er nach draußen. Giuditta bellte aufgeregt, als hätte sie ihn ewig nicht gesehen. Noè schloss die Tür hinter sich und ging die Treppe hinunter. Ich hörte ihn laut lachen und mit Giuditta reden: »Guten Morgen, hast du schön aufgepasst?«, und nach ihrem lauten Jaulen: »Fein gemacht!«

Giuditta war zwei Jahre alt und hätte eigentlich Mosè heißen sollen: Noè hatte sie in einem Sack im Lambro gefunden, zusammen mit drei weiteren Welpen und einer Handvoll Steinen aus dem Flussbett. Der aus dem Wasser gerettete Moses. Doch als er sah, dass es sich um ein Weibchen handelte, taufte er sie um in Giuditta.

Ich beneidete die beiden um ihr inniges Verhältnis; es war nicht einfach, mit mir so zu lachen. Ich hatte meine Traurigkeit mitgebracht, eine Verantwortung, die er sich nicht ausgesucht hatte. Die vielen Monate, die ich mich nicht mehr bei ihm hatte blicken lassen, trennten uns wie ein Graben, den wir zaghaft zu überwinden versuchten.

Als ein kehliger Hahnenschrei ertönte, hob ich mit pochendem Herzen den Kopf. Durch die schiefen Holzjalousien, die nur noch an zerfransten Schnüren baumelten, konnte man nach draußen spähen. In dem von Kieseln umrahmten Gemüsebeet glitzerten die fleischigen Blätter der Zucchini- und Schalottenpflanzen in der Sonne; diesem staubtrockenen, unfruchtbaren Boden trotzte Noè ein Fleckchen Erde ab, um etwas Lebendiges heranzuziehen. Genau da, wo wir – er, Maddalena und ich – vor Jahren gemeinsam eine tote Katze begraben hatten.

Noè warf den Gänsen, die sich im Gehege drängelten und den

Schnabel so weit aufrissen, dass man ihre spitze rote Zunge sah, Maiskörner zu. Ich musste an Maddalena denken, daran, wie wir uns nachts auf den Hof der Tresoldis geschlichen hatten. Als wir damals über das Tor kletterten, hätten wir uns fast am Stacheldraht die Haut aufgerissen, und all das nur, um an eine dieser Zungen zu gelangen und sie Donatella unters Kopfkissen zu legen. Wir waren der festen Überzeugung gewesen, ein Taschentuch mit einer abgetrennten Gänsezunge darin würde jeden dazu zwingen, die Wahrheit zu sagen. Damals trauten wir uns alles zu, sogar, den Mann zur Rechenschaft zu ziehen, der Maddalenas Schwester zum Gespött gemacht hatte, indem er sie schwängerte und dann verleugnerte. Wir nahmen uns das Recht heraus, die Gerechtigkeit wiederherzustellen, die jeder zum Schweigen gebrachten Frau zustand. Zwei wütende Mädchen, zwei Verrückte: Wenn du ein Mädchen bist, wird deine Wut als Wahnsinn abgetan, also lernst du, dass es besser ist, sie zu verbergen.

Ich stand auf, hob die Arme, bis ich meine Schulterblätter knacken hörte wie Haselnüsse in einem Beutel aus Sackleinen. Die Briefe lagen immer noch auf dem Tisch verstreut: Ich fegte sie in die Hutschachtel, und als ich den Deckel zuklappte, gab er ein leises Schnauben von sich wie ein Kolben.

Ich sah mich in der Küche um. Nichts, womit ich mich hätte beschäftigen oder was meine Fantasie hätte anregen können. Umso brutaler und ohne jede Vorwarnung traf mich die Realität meiner Flucht; ein Stoß vor die Brust, ein bleiernes Gewicht.

Noè kam mit einem Korb voller Eier unterm Arm zurück und trat die Tür hinter sich zu, ohne Rücksicht auf Giuditta, die aus Protest jaulte und mit den Krallen daran kratzte.

»Entschuldige«, sagte er und schob sich seitlich zwischen Tisch und Ofen an mir vorbei. Fast schien es ihm Mühe zu

machen, sich in seinen eigenen vier Wänden zu bewegen; seit ich dort Raum einnahm, waren sie ihm nicht mehr vertraut. Sein Ellbogen streifte mich am Rücken. Er strahlte die Hitze der sengenden Sonne ab, noch nach einer unruhigen Nacht und der Arbeit im Hof.

Ich setzte mich wieder hin – um ihm nicht im Weg zu stehen und weil ich vor lauter Verlegenheit, ihm so nah zu sein, weiche Knie bekam.

Mit dem Rücken zu mir beugte sich Noè über das Spülbecken und wusch die Milchflasche aus, damit sie abgeholt werden konnte. Er zählte die Eier, indem er jedes einmal antippte, legte immer sechs zusammen und zwei beiseite. Mit letzteren kam er zu mir an den Tisch, zog den Hocker hervor und setzte sich.

»Ich gehe gleich rüber und mach den Laden auf.«

Ich nickte.

»Brauchst du irgendwas?«

Ich schüttelte den Kopf, obwohl ich nichts besaß außer einer Hutsachtel voller Briefe und dem, was ich am Körper trug, also ein altes Baumwollnachthemd.

Er musste lachen. »In Ordnung. Darum kümmern wir uns später.«

Er legte die Eier mitten auf den Tisch, wo sie an den Holzfurchen entlangrollten. »Magst du eins?«

Ich zog eine Grimasse. »Roh?«

»Das schmeckt gut.«

Er nahm eins in die Hand, ritzte die Schale mit dem Fingernagel auf, legte den Kopf in den Nacken und kippte es auf einmal hinunter.

»Wie eklig!«

Er wischte sich über Mund und Kinn. Seine Finger waren zierlich wie die eines Mädchens, aber voller Schwielen und alten

und neuen Kratzern. Sein Handrücken war von den hervortretenden Venen wie getigert.

»Wenn du möchtest, lasse ich dir das Ei hier.« Er machte Anstalten, aufzustehen: »Ich muss los.«

»Ich habe Angst, Noè.«

Er hielt inne. »Wovor?«

Mir war, als müsste ich jedes einzelne Wort mühsam aus mir hervorzerren.

»Ich habe Angst, jemanden auf unverzeihliche Weise verletzt zu haben.«

»Wen? Deinen Vater?«

»Nein!«, platzte es aus mir heraus, als hätte er geflucht. »Maddalena. Sie muss denken, ich hätte sie vergessen.«

»Du kannst doch nichts dafür.«

»Aber das weiß sie nicht.«

»Ich glaube, sie weiß es.«

»Woher denn?«

»Sie ist Maddalena. Sie weiß es halt.«

Schweigend sah ich aus dem Fenster, denn mir fehlte der Mut, ihm zu sagen, was ich ihm sagen musste. »Ich war wütend auf sie. Ich habe ihr so oft geschrieben und nie eine Antwort bekommen. Ich dachte, dass sie nichts mehr von mir wissen will, dass sie mich hasst, dass das ihre Art ist, mich zu bestrafen, weil ich an allem schuld bin. Eine Zeit lang habe ich ihr nicht geschrieben. Dann fing ich wieder an. Mir war egal, ob sie mir verzeiht: Sie sollte nur wissen, dass ich sie nicht vergessen habe. Dass ich weiter auf sie warte.« Ich warf einen Blick auf die verschlossene Hutschachtel. »Ich hätte viel mehr unternehmen müssen, statt nur diese dummen Briefe zu schreiben. Sie hat alles Recht, mich zu hassen.«

Noè spielte mit dem Ei herum. Er hatte einen gelben Niko-

tinfleck an Zeige- und Mittelfinger. »Der Podestà hatte es so entschieden, wir konnten nichts tun. Wir waren noch Kinder.«

»Nur sie kam zu den Irren, aber ich nicht. Damit habe ich genug Schuld auf mich geladen.«

Noè warf einen Blick auf die Wanduhr neben dem ewigen Kalender, der nicht das richtige Datum anzeigte. »Ich muss gehen.«

Er stand auf, holte ein Paar dicke Schuhe aus dem offenen Kamin, der bestimmt seit Jahrhunderten nicht mehr in Betrieb war, so viel Gerümpel war darin, hielt sich am Ofen fest und zog sie an.

»Dein Vater«, murmelte er besorgt. »Wir müssen ihm sagen, dass es dir gut geht. Sonst denkt er noch, dir wäre etwas passiert.«

»Vielleicht geschieht es ihm ganz recht, wenn er sich ein bisschen Sorgen macht.«

Mir war bewusst, dass das gemein war, aber allein die Vorstellung, mit ihm zu reden, versetzte mich in Angst und Schrecken: Ich hatte die Briefe in der vergangenen Nacht zufällig entdeckt, als ich im Schrank nach einem Paar Handschuhe meiner Mutter gesucht hatte, die sie bestimmt nicht mehr holen würde und die ich verkaufen wollte. Dabei war die Hutschachtel samt Inhalt heruntergefallen. Ich hatte mich auf den Boden gesetzt und in den Briefen aus vier Jahren gestöbert, die Maddalena nie erhalten hatte. An den anschließenden Streit mit meinem Vater – er verschlafen und bestürzt, halb im Liegen auf dem Sofa, auf dem er nachts schlief, ich barfuß auf den eiskalten Fliesen und mit einem vom Weinen verquollenen Gesicht – erinnerte ich mich kaum, nur an das Letzte, was er zu mir sagte: »Du bist noch ein Kind. Du kannst nicht verstehen, warum ich das getan habe.«

Daraufhin war ich fortgerannt, dermaßen wütend, dass ich mir nicht einmal die Zeit nahm, Schuhe anzuziehen.

»Und deine Mutter?«, hakte Noè nach.

»Die hat nie mehr nach mir gefragt, seit sie uns verlassen hat. Wenn wir uns zufällig begegnen, wechselt sie die Straßenseite. Selbst wenn ich unter den Zug käme, würde sie das nicht interessieren.«

Ich hatte es aufgegeben, vergeblich um die Liebe der Frau zu kämpfen, als deren Tochter ich zur Welt gekommen war, und sie hatte das erleichtert zur Kenntnis genommen. Sie genoss ihr neues Leben, in dem es für mich keinen Platz gab.

Noè stellte einen Fuß auf den Hocker und band sich mit einer Doppelschleife den Schuh.

»Noè.«

»Was ist?«

Ich starrte darauf; der getrocknete Schlamm an den Schnürsenkeln zerfiel zu Staub, als er sie durch die Ösen zog; als er sie festzurte, quietschte das Leder.

»Ich würde dich gern etwas fragen.«

Er zog sich den zweiten Schuh an, stampfte einmal fest auf und wartete.

Ich konzentrierte mich auf ein Muster auf den Fliesen, das an eine Eidechse erinnerte.

Ein Bimmeln erfüllte die Küche, die kleine gusseiserne Glocke an der Ladtür kündigte Kundschaft an. Im Hof begann Giuditta aufgeregt zu bellen. Noè rührte sich nicht.

Das Bimmeln verstummte, ertönte von Neuem.

»Es hat geklingelt«, bemerkte ich.

»Ich weiß.«

»Machst du nicht auf?«

»Das ist nur der Laufbursche, der mir beim Ausliefern hilft. Er kommt immer um diese Zeit.«

»Willst du ihm nicht aufmachen?«

»Der kann warten.«

Die einsetzende Stille wurde noch einmal durch schrilles, von Giudittas Jaulen begleitetes Bimmeln unterbrochen.

Das böse Blut, das aufkommen würde, sobald sich herumsprach, dass der Waisenjunge von Tresoldi ohne Erlaubnis der Eltern ein Mädchen bei sich beherbergte, hatte Noè nicht verdient.

Er musterte mich ernst. Abwartend, stumm, wie jemand, der direkt vor einem Abgrund steht. Vielleicht hatte er auch Angst, ich könnte diejenige sein, die abstürzt.

»Waisenkind« war eine seltsame Bezeichnung für Noè: Er führte seit zwei Jahren das Geschäft seines Vaters, man sprach ihn mit »Signore« an und hob zum Gruß den Hut. Aber wenn ich an ihn dachte, so ganz allein in der dunklen Erdgeschosswohnung, in die kaum Sonnenlicht drang, weil sie zum Innenhof hinausging, sah ich ihn als Waisenkind.

Blieb ich bei ihm, würde man ihm bald böse Blicke zuwerfen, mit dem Finger auf ihn zeigen und vulgäres Zeug flüstern. Vielleicht würde auch mitten in der Nacht die Polizei kommen und ihn wegen Unsittlichkeit anzeigen, weil ihn irgendeine Alte verpetzt hatte oder mein Vater, falls er sich plötzlich für meine »Ehre« einsetzen wollte.

Ich würde einen anderen Ort finden, an dem ich bleiben konnte.

»Du darfst so lange bleiben, wie du möchtest, falls du das fragen wolltest. Du musst nichts sagen, Francesca.«

Er reichte mir das noch heile Ei.

»Ich wette, ein so frisches Ei hast du noch nie gegessen.«

Es war noch warm, an der Schale klebte Federflaum.

Ich nickte wortlos, spürte jetzt schon Tränen in mir aufsteigen. Ich war wirklich noch ein Kind: Jetzt brachte mich schon ein Ei zum Heulen.

»Tut mir leid«, schluchzte ich, »es ist idiotisch zu weinen.«

»Nein, gar nicht.«

»Ich habe nicht mal was anzuziehen, weil ich nicht nachgedacht habe. Ich war so dumm.«

Er schob seine Hand über den Tisch, als wollte er meine nehmen, und zögerte. Einen Fingerbreit vor meinem Handgelenk hielt er inne, mit weiß hervorstehenden Knöcheln, weil er die Fingernägel in seiner Faust versteckte: »Wir finden schon einen Weg.«

Ich wusste nicht, was ich mit meinen Händen anstellen sollte, die plötzlich nicht mehr zu mir zu gehören schienen. Also machte ich mich so wie er an dem Ei zu schaffen: Ich ritzte es mit dem Fingernagel auf und kippte mir seinen Inhalt in den Mund, das warme Eiweiß lief mir bis zum Ellbogen. Es war klebrig, aber wunderbar süß.

»Das schmeckt ja gut!«

Seine Augen strahlten.

»Ich möchte das wieder in Ordnung bringen«, verkündete ich.

»Ich möchte Maddalena nach Hause holen.«

»Auch dafür finden wir einen Weg.«

Das war eine Lüge, an die ich so gern glauben wollte, dass ich die Kraft fand, ihn anzulächeln.

»Du hast recht. Irgendwie findet sich immer ein Weg.«

2.

Was ich mir auch vornahm: Ich durfte nicht vergessen, dass ich immer noch barfuß und im Nachthemd war.

Also zwang ich mich, erst einmal abzuwarten: Dass ich mir mindestens ein Paar Schuhe besorgen musste, war Grund genug, konkrete Aktionen auf unbestimmte Zeit zu verschieben.

Dieser beruhigende Gedanke gab mir die Gelegenheit, wahrzunehmen, wie hungrig ich war. Schon seltsam, dass sich körperliche Bedürfnisse selbst dann bemerkbar machen, wenn das ganze Leben auf dem Kopf steht, aber es war eine willkommene Ablenkung, den leeren Magen zu spüren, etwas in den Mund zu nehmen, zu zerkauen und hinunterzuschlucken.

Mit vorsichtigen Schritten, die Fußsohlen klebrig von der Jodtinktur, mit der ich mich eingeschmiert hatte, ging ich zum Fliegenschrank, in dem Noè die Butter, den Honigtopf und die Reste vom Abendessen aufbewahrte. Mit Gaze war er vor Insekten geschützt. In meinem Aufzug traute ich mich nicht in den Laden, außerdem war es mir unangenehm, ihn um etwas zu essen zu bitten. Die Schranktüren waren mit einem Holzriegel gesichert, der klemmte.

»Was machst du da?«

Ich zuckte zusammen, einer meiner Finger rutschte ab und versank in der Butter.

Vor mir stand Carla, unumstößlich wie eine Statue füllte sie fast den gesamten Türrahmen aus. Hinter ihr kam Simone, ihr Verlobter, den sie noch nicht hatte heiraten können, die Stufen hinauf und versuchte Giuditta zu beruhigen. Die schlüpfte zwi-

schen Carlas Beinen hindurch, kam in einer schwarzen Fellwolke schwanzwedelnd auf mich zu und leckte mir die Hände.

»Warte draußen, wir sind noch nicht vorzeigbar!« Carla sperrte Simone die Tür vor der Nase zu.

Sobald wir alleine waren, brach sie in Gelächter aus, nahm einen unförmigen Beutel aus rosa Blümchenstoff von der Schulter und stemmte die Hände in die Hüften.

»Was haben wir denn jetzt schon wieder angestellt, Süße?«

Sie sprach in der Wir-Form, so wie damals, als sie noch als Dienstmädchen für uns arbeitete und sich um mich kümmerte: »Höchste Zeit, dass wir aufstehen, Faulpelz« oder »Heute haben wir uns aber schick gemacht«.

Sie wohnte immer noch bei meinem Vater, schlief aber nicht mehr auf der Liege, die sie jahrelang abends hatte aufstellen und morgens wieder zusammenklappen müssen, sondern in ihrem eigenen Zimmer, das sie von ihm gemietet hatte. Damit nicht genug, dass wir uns seit 1937 keine Hausangestellten mehr leisten konnten: Inzwischen war das Geld so knapp, dass mein Vater gezwungen war, das Schlafzimmer zu verpachten. Mama hatte uns schon Monate zuvor verlassen, seither begnügte er sich mit dem Sofa.

»Was machst du denn hier?« Ich zupfte instinktiv am Saum meines Nachthemds, um meine Beine zu bedecken, obwohl sie mich in- und auswendig kannte, seit ich ein kleines Mädchen war.

»Bedanke dich bei der Madonna, dass dein Vater so ein vernünftiger Mann ist, sonst hätte er nicht mich, sondern die berittene Polizei oder gleich die Armee geschickt! Ist dir denn nicht klar, dass er sich furchtbare Sorgen macht?«

Da ich nicht antwortete, fuhr Carla fort: »Kannst du mir mal sagen, wie ich dich hätte finden sollen, wenn mir dein Schatz nicht verraten hätte, dass du hier bist?«

»Noè Tresoldi ist nicht mein Schatz. Und vielleicht wollte ich ja gar nicht gefunden werden.«

Sie zeigte mit dem Kinn auf den Sack, den sie neben sich zu Boden hatte plumpsen lassen: Ich sah, dass es mein Kopfkissenbezug war.

»Dann kann ich die Anziehsachen, die ich dir mitgebracht habe, ja getrost wegwerfen.«

Ich ging in die Hocke und wühlte in dem Bezug: weiße Strümpfe, ein dicker Block Kernseife, ein altes Kleid mit Eichenlaubmotiv, das ich mit zwölf getragen hatte und das mir mittlerweile zu eng war, ein dunkler Rock, einige Blusen, spitze Kragen, ein glänzendes Paar Schuhe. Als ich meine Kleidung so ansah, kam sie mir ärmlich vor.

»Ich geh nicht mehr zurück nach Hause.«

»Wenn ich etwas auf das Gerede der Leute geben würde, müsste ich dir die Ohren langziehen.«

»Tust du aber nicht.«

»Das fürchte ich auch. Für dich, aber vor allem für deinen Vater.« Sie verschränkte die Arme vor der Brust. »Er will, dass du zurückkommst.«

»Sag ihm, dass ich das nicht vorhabe.«

»Ich habe versprochen, dich zur Vernunft zu bringen, das hat ihn beruhigt. Dir ist klar, dass er dich genauso gut anzeigen könnte?«

»Was er mir angetan hat, ist schlimm genug. Jetzt weiß er ja, wo ich bin. Soll er ruhig versuchen, mich zu holen, dann werde ich ein solches Theater veranstalten, dass ich ebenfalls in der Anstalt lande. Zusammen mit all den Briefen, die er angeblich für mich verschickt hat.«

»Herrgott noch mal«, murmelte Carla. »Hast du dir gut überlegt, was du tust, Süße?«

»Ich bin kein Kind mehr.«

»Ich weiß.« Sie sah mich zärtlich an, strich mir das Haar hinter's Ohr und flüsterte: »Aber für mich wirst du immer meine Kleine bleiben.« Sie schmatzte mir einen Kuss auf die Schläfe.

»Nächstes Mal bringen wir Gebäck mit. Dein Lieblingsgebäck. Los, zieh dir was über, damit ich Simone reinlassen kann, sonst macht er sich Sorgen.«

Ich zerrte den Bezug voller Anziehsachen in Noës Abstellraum; in dem Licht, das durch die Schlitz der Jalousie einfiel, erinnerte er mich an den Mond von Ariost, auf dem sich all das ansammelt, was verloren gegangen ist.

Ich zog mir rasch etwas über, ohne darauf zu achten, wie es aussah: einen Faltenrock, eine Bluse, die mir darunter fast bis zu den Knien reichte.

Die Küchentür fiel quietschend ins Schloss. Simone flüsterte: »Hast du wenigstens versucht, sie zur Vernunft zu bringen?«

Er hantierte mit etwas Schwerem, während Carla durch die Küche stampfte wie ein General.

»Die Kleine bringt mich noch um den Verstand.«

Ich konnte sie zwar nicht sehen, meinte aber herauszuhören, dass sie lächelte.

Ich ging wieder zu ihnen, wobei meine Schuhe noch an meinen Fingern baumelten.

»Tut mir leid, dass ich euch Kummer bereite.«

»Ach was!«, entgegnete Carla.

Simone, der immer ein bisschen erstaunt aussah, rang sich ein Lächeln ab. Er hielt eine riesige Schreibmaschine in den Armen, die graue Littoria, die in meinen Besitz übergegangen war, da mein Vater sie nicht mehr brauchte. Das schwarze Haar hatte er mit einem feuchten Kamm grob gebändigt. Er hatte die weichen Gesichtszüge eines Jungen, obwohl er die dreißig schon über-

schritten hatte, eine eckige Schildpattbrille und zierliche Hände. Erst als Carla ihn mit dem Ellbogen in die Seite stieß, bestätigte er hastig: »Nein, nein, wirklich nicht.«

Ächzend stellte Simone die Littoria auf dem Tisch ab.

»Ich dachte, du freust dich, wenn wir sie dir mitbringen«, sagte Carla.

Seit die Hutfabrik meines Vaters immer weniger abwarf, tippte ich Dinge wie Abschlussarbeiten von Studenten oder die Memoiren eines alten Professors, der auf eine Veröffentlichung hoffte; ich war nicht so teuer wie eine Sekretärin und schrieb inzwischen sehr schnell. So konnte ich mir mit den Worten anderer ein paar Lire verdienen. Die Aufträge erreichten mich per Post: eine diskrete und anonyme Arbeit.

Carla fuhr mit dem Finger über den Fliegenschrank, zog ihn staubbedeckt zurück und musterte ihn kritisch. »Du bist doch gut im Stenografieren. Wenn du nur willst, kannst du sofort eine Anstellung finden, auch ohne Diplom.«

»Das ist nichts für mich.« Ich wollte ihr nicht beichten, dass ich laufend Absagen bekam, weil es niemandem behagte, ein Mädchen auf der Gehaltsliste zu haben, das in die scheußliche Geschichte mit der Malnata und Tiziano Colombo verwickelt gewesen war.

Simone musterte mich streng, als könnte er mir die Lüge an der Nase ablesen.

Carla wischte sich den staubigen Finger an ihrem Wolljäckchen ab.

»Bist du sicher, dass du hierbleiben willst?«

»Ja, das bin ich.«

Sie holte tief Luft, um Kraft zu schöpfen. »Dann komm mit, ich muss dir noch eine letzte Sache geben, bevor du mir noch mehr Dummheiten anstellst.«

Ich setzte mich, um mir Schuhe anzuziehen, während Giuditta versuchte, meine nackten Waden abzulecken.

Sie folgte uns über den Hof, setzte sich aber ruhig hin und wartete, als wir das Tor hinter uns schlossen. Wir gingen nicht durch Noè's Laden auf die Straße, sondern durchs Tor.

»Er steht da drüben.«

Vor dem Tabakladen parkte ein Lieferwagen mit dem Schriftzug *Pasticceria Namias*. In letzter Zeit hatte die Polizei Simone, wenn er am Steuer saß, immer öfter angehalten und wegen Nichtigkeiten mit Geldbußen überzogen. Deshalb hatte Carla Autofahren gelernt. Dass die Leute das »ungebührlich« fanden, kümmerte sie nicht weiter. Sie wusste, dass sich dieselben Leute am Sonntag nach dem Gottesdienst vor Namias in der Schlange drängelten, um sich ihre *cannoncini alla crema* zu sichern: Die gefüllten Blätterteigröllchen waren immer als Erste ausverkauft.

Als Simone die Hecktür öffnete, schob Carla ihn sanft zur Seite. »Lass mal, ich mach das schon.«

Carla war eine starke Frau, Simone prahlte mit ihr, wenn sie es sich wieder nicht nehmen ließ, eine schwere Aufgabe allein zu übernehmen, eine Männerarbeit wie Mehlsäcke schleppen oder Lieferungen ausladen: »Am Tag unserer Hochzeit wird sie mich über die Türschwelle tragen, ihr werdet schon sehen!«

Sie sprachen voller Vorfreude von ihrer zukünftigen Heirat, lachten und schmiedeten Pläne, als hätten sie aus freien Stücken beschlossen, sie ein wenig zu verschieben, um sie in die schöne Jahreszeit zu verlegen oder noch ein wenig für die Aussteuer zu sparen. Doch der wahre Grund waren Mussolinis Dekrete.

Zwei Jahre zuvor hatte ich Carla eines Morgens weinend auf dem Küchenboden vorgefunden. Sie war gerade dabei, den *Corriere* in Fetzen zu reißen, der von den neuen »Gesetzen zur Verteidigung der italienischen Rasse« berichtete. »Ausgerech-

net jetzt, wo er mir einen Antrag machen wollte«, schluchzte sie, dabei wusste ich, dass sie diejenige gewesen war, die ihn gefragt hatte, weil der schüchterne Simone nicht von allein in die Gänge kam. Sie hatten vorgehabt, im April zu heiraten, über ein elfenbeinfarbenes Kleid, die Gästeliste und Flitterwochen am See nachgedacht. Stattdessen rannten sie monatelang von einem Amt zum nächsten und ertranken schier in Formularen, Stempeln und Bürokratie. Denn obwohl die *crema allo zabaione* Sonntag für Sonntag die Damen in die Pasticceria Namias lockte und sich die *bomboloni al pistacchio* selbst in der Fastenzeit bestens verkauften, wollten die Faschisten ihnen die Geschäftslizenz entziehen. Dann hätte Simone Namias, der mit Carla neun Angestellte beschäftigte, seinen Laden dichtmachen müssen. Doch bevor sie die Enteignung einleiten konnten, war es ihm irgendwie gelungen, alles auf Carla überschreiben zu lassen: So wurde Carla zur Besitzerin einer Feinbäckerei und behielt deren Namen bei, sosehr man auf dem Handelsregisteramt auch die Nase darüber rümpfte.

Als sie von der Ladefläche des Lieferwagens kletterte, hatte sie eine Klappliege und eine Matratze unterm Arm, als wären diese federleicht.

Sie stellte beide auf dem Boden ab, grinste bis über beide Ohren und begann zu winken: »Schau mal, wer da ist!«

Im Schaufenster, hinter der Italdado-Reklame für Brühwürfel, stand Noè auf einer Leiter, um einen Bottich Tomatensoße von Cirio herunterzuholen. Carla hörte erst auf zu winken, als er ihren Gruß erwiderte.

Ein Teil von mir wollte wütend auf ihn sein: Er hatte Carla hinter meinem Rücken benachrichtigt, als wäre ich ein hilfloses Geschöpf, das man in Watte packen muss. Doch ein anderer Teil von mir wusste, dass er auf diese Weise Schlimmeres verhindert